

Umberto Eco  
Zeichen  
Einführung in einen Begriff und  
seine Geschichte

Einleitung

»Les paroles seules comptent.  
Le reste est Bavardage.«  
Jonesco

I. Signor Sigma; so wollen wir annehmen, hat bei einem Aufenthalt in Paris plötzlich Beschwerden im »Bauch«. Ich habe einen ungenauen Ausdruck benutzt, weil das, was Herr Sigma empfindet, noch unbestimmt ist. Sigma hört jetzt in sich hinein und versucht, diese Empfindungen näher zu bestimmen: Hat er nun Sodbrennen oder Krämpfe oder Schmerzen im Unterleib? Er versucht, für diese dumpfen Empfindungen einen Namen zu finden: Indem er sie benennt, macht er sie zu etwas Kulturellem, d. h. er ordnet das, was ein Naturphänomen war, in präzise »kodifizierte« Rubriken ein, versucht also, eine persönliche Erfahrung so zu qualifizieren, daß sie mit anderen, in medizinischen Büchern oder Zeitungsartikeln beschriebenen Erfahrungen vergleichbar wird.

Jetzt hat er das Wort gefunden, das ihm passend erscheint: Dieses Wort *steht für* die Beschwerden, die er verspürt. Da er mit einem Arzt über seine Beschwerden reden möchte, kann er nun dieses Wort (das der Arzt zu verstehen vermag) anstelle der Beschwerden benutzen (die der Arzt nicht spürt und möglicherweise noch nie in seinem Leben gespürt hat).

Jedermann würde nun wohl sagen, das Wort, auf das Herr Sigma gestoßen ist, sei ein *Zeichen*. Aber unser Problem ist verwickelter.

Herr Sigma beschließt, sich einen Termin bei einem Arzt geben zu lassen. Er schaut ins Pariser Telefonbuch: Präzise graphische Zeichen sagen ihm dort, wer Arzt ist und wie er ihn erreichen kann. Er verläßt das Haus und sucht mit den Augen ein bestimmtes ihm wohlbekanntes *Signal*. Er geht in eine Bar. Handelte es sich um eine italienische Bar, so würde er nach einem gleich neben der Kasse befindlichen Verschlag suchen, in dem ein metallfarbenes Telefon stehen müßte. Da er weiß, daß es sich um eine französische Bar handelt, verfügt er über andere Regeln zur Interpretation dieser Umgebung:



Er sucht eine Treppe, die nach unten führt. Dort befinden sich – das weiß er – in jeder Pariser Bar, die etwas auf sich hält, Toiletten und Telefone. Die Szenerie stellt sich ihm mithin als System orientierender Zeichen dar, die ihm darüber Aufschluß geben, wo er telefonieren kann.

Sigma geht hinunter und steht vor drei ziemlich engen Kabinen. Ein anderes Regelsystem sagt ihm, in welcher Weise er eine der Wertmarken (es sind verschiedene, und nicht alle passen für diesen Telefontyp; er muß also die Wertmarke *x* lesen als »zum Telefon *y* passende Wertmarke«) einwerfen muß, und schließlich sagt ihm ein akustisches Signal, ob die Leitung frei ist: Dieses Signal ist verschieden von dem in Italien benutzten, weshalb er eine andere Regel kennen muß, die es ihm erlaubt, es zu dekodieren: auch dieses Geräusch steht für das verbale Äquivalent »Leitung frei«. Nun hat er die Wählscheibe mit den Buchstaben des Alphabets und den Zahlen vor sich: Er weiß, daß der gesuchte Arzt die Nummer DAN 0019 hat; diese Folge von Buchstaben und Zahlen entspricht dem Namen des Arztes. Wenn er nun aber den Finger in die Löcher der Scheibe steckt und sie gemäß bestimmten Zahlen und Buchstaben in Drehung versetzt, so hat das noch eine weitere Bedeutung: Es bedeutet, daß der Arzt von dem Faktum, daß Sigma ihn anruft, benachrichtigt wird. Das sind zwei verschiedene Bereiche von Zeichen, denn ich kann einerseits eine Telefonnummer notieren, wissen, wem sie gehört, und dennoch niemals anrufen; und ich kann andererseits aufs Geratewohl eine Nummer wählen, ohne zu wissen, wem sie gehört, und dabei wissen, daß ich dadurch jemanden anrufe.

Diese Nummer wiederum wird durch einen sehr subtilen Kode bestimmt: Die Buchstaben z. B. entsprechen einem bestimmten Stadtteil, doch bedeutet jeder Buchstabe wiederum eine Nummer, und wenn ich Paris im Selbstwählverkehr von Mailand aus anrufen würde, so müßte ich, da mein italienisches Telefon einem anderen Kode folgt, DAN durch die entsprechenden Zahlen ersetzen.

Sigma jedenfalls wählt die Nummer: Ein neuer Ton sagt ihm, daß die Nummer frei ist. Und schließlich hört er eine Stimme: Diese Stimme spricht französisch, also nicht in Sigmas Muttersprache. Sigma muß, um den Termin zu bekom-

men (und auch später, wenn er dem Arzt seine Beschwerden beschreibt) von einem Kode zu einem anderen übergehen und das, was er auf italienisch gedacht hat, ins Französische übersetzen. Jetzt hat der Arzt ihm einen Termin und eine Adresse gegeben. Die Adresse ist ein Zeichen, das auf einen genau festgelegten Ort in der Stadt, auf ein bestimmtes Stockwerk in einem Gebäude, auf eine bestimmte Tür in diesem Stockwerk verweist. Der Termin beruht auf der beiden offenstehenden Möglichkeit, sich auf ein allgemein benutztes Zeichensystem, nämlich die Uhr, zu beziehen.

Sodann muß Sigma verschiedene Operationen ausführen, um ein Taxi als solches zu erkennen, und er muß dem Taxifahrer bestimmte Zeichen übermitteln; der Taxifahrer interpretiert die Verkehrsschilder und Ampeln, er muß die verbal empfangene Adresse mit der Adresse auf dem Straßenschild vergleichen . . .; und dann folgen die zahlreichen Operationen, die Sigma ausführen muß, um in dem betreffenden Gebäude den Aufzug zu erkennen, um den dem gewünschten Stockwerk entsprechenden Knopf zu finden, ihn zu drücken, damit die Vertikalbewegung zustande kommt, und schließlich das Erkennen der zur Arztpraxis führenden Türe aufgrund des Türschilds. Sigma muß auch erkennen, welcher der beiden neben der Tür angebrachten Knöpfe die Klingel und welcher den Lichtschalter der Treppenbeleuchtung betätigt; sie sind unterscheidbar entweder durch ihre verschiedene Form, durch ihre Lage näher oder ferner der Tür oder durch die schematische Zeichnung einer Glocke bzw. einer Lampe, die sie tragen . . . Um endlich zum Arzt zu gelangen, muß Sigma also viele Regeln kennen, die einer bestimmten Form eine bestimmte Funktion oder bestimmten graphischen Zeichen bestimmte Dinge zuordnen.

Schließlich sitzt er vor dem Arzt und versucht, ihm zu erklären, was heute morgen geschehen ist: »J'ai mal au ventre.« Der Arzt versteht zwar die Worte, aber er verläßt sich nicht darauf; d. h. es ist nicht sicher, daß Sigma genau die richtigen Worte für seine Empfindungen gefunden hat. Er stellt Fragen, es kommt zu einem Gespräch; Sigma soll die Art seiner Beschwerden und ihren Sitz präzisieren. Nun tastet der Arzt Sigmas Magen und Leber ab – gewisse Tasterfahrungen haben für ihn eine Bedeutung, die sie für andere Menschen



nicht haben, denn er hat Bücher durchgearbeitet, in denen erklärt wird, daß bestimmte Tasterfahrungen bestimmte organische Veränderungen wiedergeben. Der Arzt interpretiert die Empfindungen, die Sigma hatte (und die er selbst nicht hat), und vergleicht sie mit den Tastempfindungen, die er gerade hat. Sind seine Codes einer *medizinischen Semiotik* richtig, dann müßten die beiden Empfindungsbereiche übereinstimmen. Doch werden Sigmas Empfindungen dem Arzt durch die Laute der französischen Sprache übermittelt; der Arzt muß darum feststellen, ob die Worte, die sich akustisch manifestieren, nach dem gängigen Sprachgebrauch Sigmas Empfindungen wiedergeben; er argwöhnt, daß Sigma sich ungenau ausdrückt, und zwar nicht deshalb, weil seine Empfindungen ungenau wären, sondern weil er schlecht aus dem Italienischen ins Französische übersetzt. Sigma sagt »ventre«, meint aber vielleicht »foie« (und es könnte auch sein, daß Sigma ungebildet ist, und daß für ihn auch in seiner Muttersprache Leber und Bauch eine gewisse undifferenzierte Einheit bilden).

Der Arzt betrachtet nunmehr Sigmas Handflächen und sieht, daß sie von unregelmäßigen roten Flecken bedeckt sind: »Ein schlechtes Zeichen« murmelt er – »Sie trinken wohl zuviel?« Sigma kann es nicht leugnen: »Wie haben sie das gemerkt?« Die Frage ist naiv, denn der Arzt deutet Symptome, als ob sie sehr beredte Zeichen wären: Er weiß, was ein bestimmter Fleck, eine bestimmte Schwellung bedeuten. Aber er weiß es nicht mit völliger Sicherheit. Aus Sigmas Worten und seinen eigenen Tast- und Seherfahrungen hat er Symptome erschlossen und sie in wissenschaftlichen Termini bestimmt, die er an der Universität gelernt hat; aber er weiß auch, daß gleichen Symptomen verschiedene Krankheiten entsprechen können und umgekehrt. Er muß jetzt einen Zusammenhang zwischen dem Symptom und der Krankheit, für die es Zeichen ist, feststellen, und das hängt ganz von seinem Können ab. Hoffen wir, daß er nicht auch noch eine Röntgenaufnahme machen muß, denn in diesem Fall müßte er von grafisch-fotografischen Zeichen auf das durch sie repräsentierte Symptom und von diesem Symptom auf die organische Veränderung schließen. Er müßte sich dann nicht nur mit einem System zeichenhafter Konventionen, sondern gleich mit mehreren Systemen befassen. Das Ganze ist so schwierig,

daß es außerordentlich leicht zu Fehldiagnosen kommen kann.

Aber dafür bräutet es uns jetzt nicht zu kümmern. Wir können Sigma seinem Schicksal überlassen (und ihm alles Gute wünschen): ob er das Rezept lesen kann, das der Arzt ihm gibt (keine leichte Sache, weil die Handschrift der Mediziner nicht wenige Entzifferungsprobleme stellt); vielleicht erholt er sich wieder und kann seinen Urlaub in Paris genießen.

Es könnte indessen auch sein, daß Sigma ein kurzsichtiger Starrkopf ist, der angesichts der imperativen Feststellung »Entweder Sie geben das Trinken auf oder ich kann für Ihre Leber nicht mehr garantieren!« zu dem Schluß kommt, es sei viel besser, das Leben zu genießen, ohne sich Sorgen um die Gesundheit zu machen, als den chronisch Kranken zu spielen, der immer genau abwägt, was er essen und trinken darf. Sigma würde in diesem Fall eine Opposition zwischen schönem Leben und Gesundheit aufstellen, die nicht zusammenfiel mit der gewohnten Entgegensetzung von Leben und Tod – ihm erschiene das Leben, das man lebt, ohne sich Sorgen zu machen, mit seinem beständigen Risiko, dem Tod, als Verwirklichung eines Primärwertes, nämlich der Sorglosigkeit, dem auf der anderen Seite Gesundheit und Sorgen, beide verbunden mit Langeweile und Überdruß, gegenüberstünden. Sigma hätte dann ein eigenes System von Ideen (so wie er es auch in der Politik oder der Ästhetik hat), das sich als eine bestimmte Anordnung von Werten oder *Inhalten* manifestiert. Insofern diese Inhalte sich ihm in Form von Begriffen oder mentalen Kategorien bekunden, stehen auch sie für etwas anderes, nämlich für die Entscheidungen, die sie implizieren, und für die Erfahrungen, die sie bezeichnen. Man hat behauptet, daß auch sie sich im persönlichen und interpersonalen Leben der Menschen als Zeichen manifestieren. Wir werden noch sehen, ob das zutrifft. Viele sind tatsächlich dieser Meinung.

Wir wollten hier nur aufzeigen, in welcher Weise ein beliebiger Mensch durch ein spontan auftretendes und natürliches Problem wie ein gewöhnliches »Bauchweh« gezwungen wird, unvermittelt in ein Netzwerk von *Zeichensystemen* einzutreten, von denen manche mit der Möglichkeit, praktische Handlungen auszuführen, zusammenhängen und andere unmittel-



bar mit Einstellungen, die wir als »ideologisch« bezeichnen werden. Alle jedenfalls sind grundlegend für die soziale Interaktion, und sie sind dies so sehr, daß wir uns fragen müssen, ob die Zeichen Sigma erlauben, in der Gesellschaft zu leben, oder ob nicht gar die Gesellschaft, in der Sigma lebt und sich als menschliches Wesen konstituiert, nichts anderes ist als ein komplexes System von Zeichensystemen. Hätte es, so kann man fragen, für Sigma ein rationales Bewußtsein seines Schmerzes, eine Möglichkeit, ihn zu denken und zu klassifizieren, gegeben, wenn die Gesellschaft und die Kultur ihn nicht als ein zur Erarbeitung und Übermittlung von Zeichen fähiges Wesen humanisiert hätten?

Indessen könnte unser Beispiel dazu verführen, diese Überflutung mit Zeichen für ein Charakteristikum nur einer industriellen Zivilisation zu halten; zu meinen, es gebe sie lediglich in einer von Lichtern, Reklamen, Straßenschildern, Geräuschen und Signalen aller Art wimmelnden Stadt; also zu glauben, daß es Zeichen nur in einer im banalen Sinn des Ausdrucks verstandenen Zivilisation gebe.

Doch würde Sigma auch dann in einem Universum von Zeichen leben, wenn er ein von der Welt isolierter Landbewohner wäre. Wenn er am frühen Morgen über die Felder ginge, würde er aus den Wolken, die sich am Horizont abzeichnen, schon vorhersagen können, wie das Wetter werden wird. Aus der Farbe der Blätter schlosse er auf die Jahreszeit und aus einer Reihe von Streifen, die er auf dem Gelände des fernen Hügels erkennt; auf die Art der Bebauung dieses Geländes. Ein Sprößling an einem Strauch gäbe ihm Auskunft über das Wachsen bestimmter Beeren, er könnte die giftigen von den essbaren Pilzen unterscheiden; im Wald würde er aus dem Moosbewuchs auf einer Seite der Baumstämme erkennen, wo Norden ist, wenn er es nicht bereits aus der Sonnenbewegung erschlossen hätte. Da er nicht im Besitz einer Uhr wäre, würde er die Stunde immer aus dem Sonnenstand entnehmen, und eine Brise würde ihm eine Unzahl von Dingen erzählen, die ein vorüberkommender Städter nicht zu entziffern vermöchte, beispielsweise würde ihm die Wahrnehmung eines bestimmten Duftes (da er weiß, wo bestimmte Blumen wachsen) möglicherweise sagen, aus welcher Richtung der Wind kommt. Wäre er Jäger, so enthüllte ihm eine

Spur auf der Erde, ein Büschel Haare auf einem dornigen Zweig, irgendein kaum wahrnehmbares Anzeichen, welches Tier hier vorbeigekommen ist und sogar wann... Sigma würde also auch als Naturbewohner in einer Welt von Zeichen leben.

Diese Zeichen sind keine Naturphänomene: Die Naturphänomene an sich sagen gar nichts aus. Die Naturerscheinungen »sprechen« zu Sigma nur insofern, als eine ländliche Tradition ihn gelehrt hat, sie zu lesen. D. h. daß Sigma nicht deshalb in einer Welt von Zeichen lebt, weil er in der Natur, sondern weil er, auch wenn er allein ist, in der Gesellschaft lebt: in jener ländlichen Gesellschaft, die nicht entstanden wäre und nicht hätte überdauern können, wenn sie nicht ihre eigenen Kodes, ihre eigenen Interpretationssysteme für die natürlichen Daten (die dadurch zu kulturellen Daten wurden) entwickelt hätte.

Hier wird allmählich klar, womit ein Buch über den Begriff des Zeichens sich beschäftigen muß: mit allem.

Sicher könnte ein Linguist hier einwenden, daß wir dann, wenn wir anfangen, alles, was in gewisser Weise eine Interaktion zwischen zwei Subjekten ermöglicht und eben auch die einsamen Übersetzungen, die Sigma ganz für sich ausgeführt hat, als Zeichen zu bestimmen, niemals zu einem Ergebnis kommen. Es gibt Dinge, die Zeichen im eigentlichen Sinne sind, wie die Wörter, wie manche Abkürzungen, wie bestimmte zeichenhafte Konventionen – und dann bleibt noch alles übrige, das eben nicht Zeichen ist, sondern Wahrnehmungserfahrung, Fähigkeit, Hypothesen und Vorhersagen aus Erfahrungen abzuleiten usw. Das klingt sehr einleuchtend. Es läßt sich zwar aus dem, was auf den folgenden Seiten zu lesen ist, widerlegen; aber eben erst dann. Dennoch können wir jetzt schon sagen, daß dieser linguistische Einwand in Anbetracht zweier Phänomene unser Problem nicht voll erfaßt (ganz abgesehen davon, daß er von einem großen Linguisten wie Ferdinand de Saussure bereits widerlegt worden ist). Einerseits nämlich wurde in der ganzen Geschichte des philosophischen Denkens der Zeichenbegriff in einem sehr weiten Sinne gebraucht, so daß er sehr viele der Erfahrungen umfaßt, die wir in unserem Beispiel untersucht haben. ( ... )